

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

189 (15.8.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Das Alter der Tiere

Es ist oft recht interessant, etwas über das Alter, das Leben und das Treiben der Tiere auf freier Wildbahn zu erfahren. Nicht weniger interessant erscheint es, einmal etwas über die Jahre Lebensdauer derselben zu hören. Wie oft sieht man dieses oder jenes Tier und beobachtet es. Es mag einseitig oder erlosch sein, nimmer wird der Beobachtende wissen, daß er vielleicht, wenn sein Leben normal zu Ende geht, die geringste Lebensdauer besitzt.

Allein unter den Vögeln haben wir eine ganze Anzahl Vertreter, die weit älter werden können als ein Mensch. Der Volksmund erzählt und rühmt oft in den Legenden und weiß vielleicht auch von Sagen her, daß der Adler, hauptsächlich der Seeadler, ihre Herren um zwei Menschenalter überlebten. Nachweislich hat man einen Seeadler 104 Jahre in der Gefangenschaft gehalten. Niemand weiß jedoch, wie lange er schon auf der Wildbahn vor seiner Gefangennahme gelebt hat.

Auf Schloß Schönbrunn bei Wien erreichte ein Greif sogar 118 Jahre. Wieviele Jahre dieser schon in der Natur hinter sich gebracht hat, ließ sich natürlich nicht feststellen, es soll jedoch ein junges Tier gewesen sein.

In den außerordentlich langlebigen Tieren gehört unvermuthlich auch die Gans. Gewöhnlich muß sie ja schon in jungen Jahren verfliegen und in die Pfanne wandern. Versahnt man sie jedoch, so wird sie ihren Herrn noch lange erfreuen können.

Ein weniger begehrtes, aber bestes Tier, nämlich der Storch, wird mindestens 70 Jahre alt, während der Falke (jedenfalls der Weißst. Falke) nach seiner Gefangennahme noch 160 Jahre ausbleibt. Natürlich haben die mit ihm verwandten Falken ein ebenfalls hohes Alter aufzuweisen, was jedoch nie der Öffentlichkeit bekannt geworden ist. Ganz außerordentlich alt werden die Papageien. Man sollte nicht denken, daß Vögel, die aus den heißesten Tropen kommen, auch schon vollständig erwachsen waren, noch 200 Jahre lebten. Wie alt müssen diese erst in ihrer Heimat werden, wenn sie in der Gefangenschaft, im Käfig, in ganz anderem Klima und bei anderer Nahrung diese Summe von Jahren aushalten.

Ein halbes Jahrtausend, also 500 Lebensjahre, erreicht ein in Australien heimisches, aber doch überall bekanntes und bestauntes Tier, der Schwan. Der langhalsige Vogel erscheint beim Anblick doch gar nicht so unvergänglich, und doch ist er als der Methusalem der Vögel und der Wildtiere anzuzählen.

Die Schildkröte ist ebenfalls ein Tier, dessen Alter man nur zu schätzen vermag. Bestimmt weiß man, daß dieselben auch einige hundert Jahre alt werden können. Die frühesten Herrscher von Griechenland ließen hin und wieder in die Hornplätze der Schildkröten Fesseln eingraben. Man hat auch solche Tiere noch lebend eingegraben, obwohl schon einige Jahrhunderte darüber waren. Doch wußte man hier nicht genau, ob die Zeichen auch echt waren. Wer hätte das nachprüfen können? — In der Gefangenschaft hält die Schildkröte leicht 150 Jahre aus, während schon einige Exemplare, die man aus der Freiheit weggeholt und zu Studienzwecken verwandte, 200 Jahre leicht erreichten. — Auch unser größtes Landtier hat eine ungeheuer lange Lebensdauer, nämlich der Elefant. 200 Jahre haben heilige, indische Tempelbesitzer leicht erreicht. Also daraus kann man schließen, daß die in der Freiheit lebenden Tiere weit älter werden müssen.

Ein schon in der kalten Zone sehr langlebiges Tier ist der Wal. Auch von diesem will man von einem Alter von 200 Jahren wissen, doch weiß man nicht, ob hier nicht ein Seemann alljährlich Jahre hindurch. Sogar in den kalten Zonen sind viele Jahre nötig, um das Alter eines Grönlandwales feststellen zu können, da im Norden bekanntlich die Forschungsarbeit viel, viel schwerer ist.

Interessant ist es, zwei sich gleichende Tiere einander gegenüberzustellen, das Pferd und den Esel. Während der Esel ein Alter von 105 bis 120 Jahren erlangen kann, erreicht das Pferd nur eines von 35 Jahren. — Die gleiche Lebensdauer haben die Hunde und die Katzen. Hunde haben es auf 28 Jahre gebracht, während die Katzen nur 26 aushalten. Der Regenwurm und die Ameise sind wohl die langlebigen Ver-

treter der Insekten und der Insekten. Damit sind bei den Ameisen aber nur die Arbeiterinnen gemeint, denn man hat konstatiert, indem man diese Tiere vom Ei auf pflegte, daß die Arbeiterinnen, also die einzigen Geschlechtstiere im Ameisenbau, 50 und mehr Jahre alt werden können. Das kann man auch an den uralten Ameisenhäuten beweisen.

Recht bejährt werden auch einige Bewohner unserer Moore und Flüsse. Diese können es auf 150 Jahre und 80 Pfund Gewicht bringen, während Karpen 150 bis 250 Jahre leicht erreichen und 200 Pfund Gewicht aufzuweisen vermöchten. Das war das Alter der Tiere. W. S.

## Das Suppenhuhn

Edith und Kurt waren erst sehr kurze Zeit miteinander verheiratet. Edith hatte manche Schwierigkeit zu überwinden, bis aus der tüchtigen, reglementierten Auslandskorrespondentin eine ebenso brauchbare, umsichtige Hausfrau wurde. Es gab manche Entgegensetzungen in der Küche, die Kurt mit einem nachlässigen, manchmal etwas schätzeligen Vorgehen quittierte. Die Umstellung von schätzeliger Beaufsichtigung zu der immer wieder gleichen, fleißigen Hausarbeit, machte Edith manche schwere Stunde, die sie mit Humor und Energie zu bewerkstelligen suchte.

Die Schwiegermutter, die auf dem Lande in gesicherten Verhältnissen wohnte, half dem jungen Paar durch manche liebevolle Sendung über den komplizierten Anfang hinweg, wo das Haushaltsgeld zu knapp, die Anschaffungen aber riesengroß waren. So kam eines Tages wieder ein umfangreiches Paket, als Edith und Kurt gerade beim Frühstück saßen. Mit großer Spannung entwirrte Edith die Korbel. Öffnete die große Schachtel und ließ einen Schrei freudiger Ueberraschung aus!

„Sieh nur, Kurt, ein riesiges Suppenhuhn!“ Sie tanzte wie eine Indianerin, ganz toll vor Freude, im Zimmer herum. Auch Kurt stimmte in ihren Jubel ein. Ihm lief schon das Wasser im Munde zusammen, wenn er an die gute Suppe „Rubel“ mußte, aber in die „Rubel“, beehrte er mit wichtiger Miene seine Frau, die unbetört in ihrem Freundstanz fortfuhr.

Er verabschiedete sich hastig, nachdem ein schneller Blick auf die Küchenuhr ihn gemahnt hatte, daß es höchste Zeit zum Fortgehen sei, wollte er nicht zu spät ins Büro kommen.

Edith holte sich ein riesiges Kochbuch herbei, fünderte mit Fingabe und Interesse alle Rezepte über Geflügelzubereitung, eilte fort, um alle nötigen Anordnungen einzuholen. Als sie von ihrem Gang wieder heimgekehrt war, setzte sie mit Bedacht einen riesigen Topf mit Wasser, den sie hatte, auf die Gasflamme, gab das Suppenhuhn hinein und versagte mit gespannter Aufmerksamkeit den Kochprozeß. Stunde um Stunde verrann. Das Tier wollte nicht weich werden, die Brühe nicht fett, kaum ein einziges Fetttropfen schwamm auf der grünlich schimmernden Flüssigkeit, die unvermindert weiter sprudelte. Edith schüttelte ratlos den Kopf. Nochmals nahm sie das Kochbuch zur Hand, verglich Rezept mit Rezept, legte, sondierte, prüfte. Sie hatte doch alles so gemacht, wie in dem dicken Wälzer stand. In ungefähre zwei Stunden höchstens, stand da in gerundeten, verschörfelten Sägen, würde das Huhn gar sein.

Edith sah auf ihre kleine Armbanduhr. Nun drohte es schon nahezu vier Stunden in dem großen Topf. Kurt würde nicht kommen und sie richtig auslassen, ganz abgesehen von seiner riesengroßen Enttäuschung, wenn er den erhofften Braten und die delikate Rubelbrühe nicht vorfinden würde. Edith war den Tränen und der Verzweiflung nahe. In völliger Ratlosigkeit dachte sie der Jörn. Sie schloß das große Kochbuch aus dem Topf, gab in eine eiserne Kasserolle Fett und versuchte es zu braten. In die Brühe gab sie die Rubel und ergab sich mit stoischem Gleichmut in ihr Schicksal. Sie bedeckte den Topf, stellte ein paar Blumen zur Feier des Tages in die Mitte und wartete auf ihren Mann.

Sie löschten die Suppe, sahen sich an, erst prüfend, dann fragend, schließlich lachend. „Die schmeckt doch gar nichts!“

Edith mußte Kurt recht geben, nicht ohne die stürmische Versicherung, daß sie alles genau programmäßig gemacht hätte. Kurt wirkte laßer seine Enttäuschung hinunter, fauchte an dem fast ungenießbaren Braten, der sah wie Leder und völlig geschmacklos war. Edith war ratlos, ohne Begreifen, völlig schmettert von diesem neuerlichen Fiasko ihrer Kochkunst. „Wird schon noch werden“, tröstete sie Kurt und gab ihr einen herzhaften Kuss. „Der hat besser geschmeckt als das ganze Suppenhuhn“, konstatierte er mit Behagen. Edith ergab sich mit Gleichmut in ihr Schicksal.

Als nach Tagen ein Brief der Schwiegermutter anlangte mit der Frage, wie die Ente geschmeckt hätte, da brachen Kurt und Edith in schallendes Gelächter aus! „Wo doch der Kopf gelehrt hat“, versuchte Edith sich zu verteidigen, konnte aber über Tagen nicht weiterreden!

## Es ist alles einerlei

Marmoriteppen führen in den Park hinab. Alte Bäume stehen in lachenden Weidenmüden und eine hohe Mauer verperrt die lärmende Außenwelt der Großstadt.

Amseln durchfliegen die Weiden. Sie sitzen da und dort, kleine feite Würmer aus dem Boden und leben zufrieden und satt in der harmonischen Welt dieses begrenzten Bogenwaldes.

Von der staubigen Straße, über die Autos rattern, und die von verhungerten Bäumen und verdorrten Rosenzweigen gesäumt wird, fliegt eine magere, zerzaute, abgemagerte Amsel auf die Mauer und blüht voll Sehnsucht in den stillen Park und auf die lachenden Weiden. Sie saubert anfangs. Dann Schwing — und flattert in den Park hinab. Schließen hier ist sie auf den Rosenzweig. Dann schlägt sie mit dem Schnabel nach fetter Nahrung. Satt, denn noch niemals hat sie so fetten Würmer zu Gefäß bekommen und sie so mühsam gefangen. Sie hebt erkant und aus dem Leben doch auch schon sein kann; man muß eben nur an der Quelle sitzen und sie ausfinden. Sie trillert in die Schlaftönen der Bäume ihr Lied, etwas heiser und verächtlich allerdings, noch vom Trubel der Millionenstadt. Aber immerhin — es geht doch.

Da hört sie hinter sich ein Hüpfen. Eine Amsel geht langsam zeit auf sie los. Hinter sich drein, und es hilft nichts, ihr zu entkommen, daß sie doch von altem Blute sind. Da gibt es nur eins: die Flucht zu ergreifen, denn die Angreiferin ist stärker, fatter.

Die fremde Amsel fliegt in eine andere Weide des Parks hinüber. Sie pflückt und frisst sich ihres Lebens. Da fliegen mehrere Amseln hinab. Mit vorgetriebenen Schnäbeln geben sie auf die Schmeißer Fremde los. Der Kampf entbrennt. Kurz, aber heftig. Die fremde Amsel schreit empor, etwas lahm, etwas verwundet, und fliegt über die Mauer. Sie blüht traurig in den Park hinab, auf die schönen Weiden und die fetten, schönen Würmer, auf die Geselligkeit. Weshalb wird sie von den andern nicht geduldet? Hat sie ihnen getan? Weshalb muß sie wieder zurück in die Welt des Tages, in die Fron der Angst und Sorge von heute und morgen? —

Wenn diese Amsel die Menschen fragen würde, sie wüßten keine Antwort. Denn die Menschen halten es nicht anders als die Tiere, sie dünken sich nur besser. Und doch ist das alles einerlei! Klaus Krollen

## Eingänge

Ein Diskussionsbuch über die Judenfrage hat der Zinnen-Bericht in Zürich herausgebracht, indem er die Frage, Der Tod ist schuldig von Vertretern verschiedenster Auffassungen beantwortet läßt, wobei allerdings die Meinung über die Möglichkeit der vorläufigen Ausergrenzung je nach dem Standpunkt des Lesers weit auseinander geben wird. Unter den zur Sprache kommenden Namen finden wir u. a. Graf Reventlow, Hans Blüher, Arthur Dinter auf der einen, Arthur Holtzner, Fritz A. Theilhaber, Lion Feuchtwanger auf der anderen Seite, so daß das Fazit schließlich ist: mach dir einen Vers ...!

## Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 26

Grimm von Grünberg, der lange Hünaburg, die beiden Geroldsecker und noch ihrer ertliche hatten während des Blutbades den immer matter kämpfenden Herzog zu decken getrachtet. Ein unenträgliches Reis von Schmerz spannte sich um Leopolds Haupt. Wie ein glühender Block lag der Helm darauf. Er riß ihn herab, weg rollte der Pfauenfächer. ... Schmerzvoll aufstehend warf Leopold seine goldene Ledersacke zurück.

Sie hieben sich noch ertliche hundert Schritte durch. Dann ging es nicht mehr weiter: hinter ihnen der Wald, durch den sie heute gekommen waren, vor sich die verfolgenden Sieger. Die hatten nur einen einzigen Gedanken: den Herzog fangen!

In der schweren Rüstung zu Fuß fliehen? Unmöglich! Wo waren die Rosse? Sie lagen hingestreckt oder waren geflohen. Ein einziges stand noch da, an einem Baum angebunden. Und der Hünaburger griff darnach — und drängte den Herzog dazu hin. „Auf, auf, Herr Leopold! In den Sattel! Noch könnt ihr fort ... Wir decken euch den Rücken!“

Der Herzog schloß die Augen. Dachte er an seine schöne, silberblonde, ehrgeizige Frau, die stolze aus dem Hause der Visconti? Dachte er an seine vier kleinen Knaben? An frohes und friedliches Leben auf seinen herrlichen Burgen im lachenden Vogener Land?

Er sah wieder um sich. So viele Getreue und Freunde waren ihm vorangegangen — und er sollte sie zögernd alleinlassen? Sollte in Schmach weiterleben, irgendwo auf einer Burg eingesperrt, wie sein Oheim, der schöne Friedrich, auf der Trausnitz? Oder als starrer Krüppel?

Er schauderte. Aber dann umkampte er das Schwert fester und wehrte Hünaburgs Hand, die ihm den Jügel des Rosses aufdrängen wollte. Und leise, mit heiserer, müder Stimme sagte er: „Rast geh! Es soll mit sein! Es ist wohl besser, in Ehren sterben, als schmachlich vor den edlen Frauen nimmer bestehen zu können.“

Und jetzt war auch schon die Ueberzahl da, rings um sie, wie eine Bettlerwolke. Es war kein rechtes Reden mehr, dies Ringen in Todesleidenschaft. Ertlichen sanken die Speere aus den ermüdeten Händen. Ertliche brachen nieder, ohne eine Wunde, verfiel in den Eisenklüngen ihrer Helme. Grimm von Grünberg stützte den Herzog von hinten, bis schließlich sein Herz verlagte. ...

Leopold hob noch einmal das Schwert. Es zerschellte an der Keule eines baumstarken Bauern. Und gleichzeitig spaltete ein furchtbarer Hieb sein Haupt. Lautlos sank der Herzog nach vorn, in die Arme seines dreisprachigen Vogtes, des Martin Malterer. Auf Leopolds Leichnam ward der tapfere Greis erschlagen.

Die Sonne war im Untergehen. Blut aus himmlischen Höhen floß auf die Wälder, die von Menschenblut dampfte. Ein leichter Wind stand auf. Aus weiter Ferne hörte man verschlafen eine Wälderstube gurren.

Dann wurde es wieder ganz still. Nichts hörte man mehr, als das leise, eintönige Murmeln vieler Stimmen. Die siegreichen Edigenossen beteten.

Weit draußen, wo die letzten Häuser von Basels Vorstadt sich mit den ersten Gehöften des Weilers Birsfelden berührten, stand ein kleines, absonderlich ansehendes Haus; es besaß nur ein Gefchoss — und dies war so schmal, daß es kaum zwei Bäume enthalten konnte. Und rund um dieses turmartige Häuschen lag ein verwildertes Garten, dicht und dunkel. Es mußte angenehm sein in seinem Schatten — jetzt, wo die Hochsommerhitze des Augustmondes übers Land ging.

Auf einem breiten, niedrigen Bett, dessen altersverblaßte Vorhänge weit zurückgeschlagen waren, um die erquickende Abendluft, die von den Luen des in der Nähe vorbeistreichenden Biß etwas Kühlung empfing, herinzuatmen zu lassen, lag Henmann von Grünberg, den rechten Arm unter den Nacken geschoben — in tiefes Nachsinnen versunken.

Er fühlte sich heute verhältnismäßig so wohl, daß er, eigentlich zum ersten Male, daran gehen konnte, in zusammenhängender Gedankentreue Vergangenes an Gegenwärtiges zu knüpfen und Zukunftswoge zu bedenken.

In Bildern, bald unklar und verschwommen, bald deutlich und bestimmt, zog alles an ihm vorüber, was er seit jenem unseligen Abend auf der Wälderstube von Sempach erlebt hatte ...

Vieles wußte er nur vom Erzählen: daß ihn Wehingen aus dem Todesgewühl auf den Trostsaal gerufen, mit ihm fortgesetzt war, Tag und Nacht, was die Rosse nur aushalten wollten, auf Basel zu. Dort, im Gebiet des Bischofs, Leopold innig befreundet, waren sie sicher vor den nachdrängenden Edigenossen, die siehaft Margau und Burgau überzogen. Während dieser ganzen Fahrt war er in benutzlosem Saumel gelegen.

Dann: das Zusich-Kommen in einer Herberge als Schwerverkrankter und Hilfloser.

Seine Wunden? — Die Schrammen an den Schenkeln sahen böß aus, waren aber nicht schlimm; die heilten von selber. Daß drei Rippen links gebrochen waren, — auch das würde wieder zurecht kommen, wenn auch jetzt Fieber und stehender Schmerz, der zum

Husten reizte, arg plagten. Aber ans Unenträglich grenzte der dumpfe Schmerz in den Schläfen, der nie nachlassende Druck, der auf dem Schädel lastete, als trüge er noch immer den schweren Eisehelm und brenne darauf, die undarmherzige Sonne von Sempach.

Und vor den Augen das dunkle Flimmern, die ziehenden Schatten, die nicht drinnen und nicht draußen waren ...

Ein paar Tage hatte der getreue Wehingen bei ihm ausgehalten, ihn gepflegt, so gut es ging: dann hatten Fieber, Atemnot und der entsetzliche, bohrende Kopfschmerz dazwischen zugenommen, daß es schien als wäre das Leben des Kranken ernstlich gefährdet. Hoffen mußte geboten werden — und Wehingen fand sie.

„Da draußen in Birsfelden haust ein jüdischer Arzt“, hatte er gesagt, „der hat mir einmal, vor langen Jahren, als ich noch junger Bursch war, eine bössartige Wunde, von der zwei Monate behaupteten, sie sei unheilbar und führte zum kalten Brand, ausgeheilt. Da bring ich dich hin, ich weiß, er schlägt mir's nicht ab.“

Damals war Henmann in das turmartige Haus getragen worden, zu Rabbi Mordechai Ben Meir; und erst eine Woche später, als das ärgste Siechtum überunden schien und der Freund, an seinem Lager sitzend, wieder mit ihm des Gesprächs pflegen durfte, erfuhr er, wie es kam, daß des jüdischen Arztes Kunst, die sonst keinem Christen zuteil werden durfte — obwohl der alte Mann einem Schutzbrief des Baseler Bischofs besaß — auch ihm gewandert worden war.

„Danke Schuld trag ich gegen euren Freund“, sagte der Rabbi zu Henmann. „Nie werde ich es vergessen, wie er, ein junger Knabe noch, meine alte Mutter beschirmte hat, als rohe Kerle sie mit Schimpf und Steinen verfolgten. Damals hat er sein Wappenschild mit adeliger Güte gekrönt, als er sich der hilflosen jüdischen Greisin annahm. ... Und bald darauf habe ich ihm helfen können. Aber er kam immer wieder zu mir kommen — mit dem, was in meiner Macht steht, soll ihm gedient sein. Denn: wer hilft, dem soll geholfen werden!“

Und der alte Arzt tat sein Bestes. Und Henmann merkte, es hatte seinen Grund, warum der gelehrte Bischof von Basel seinen Hand über den jüdischen Gelehrten hielt. Rabbi Mordechai legte kühlende Umschläge um die Brust und das Haupt, Henmanns, er stößte ihm Tränke ein, die das Fieber besänftigten und mit einer Salbe, die er stets von neuem zubereitete, bestrich er ihm die Schläfen und die Augenlider. Und die Kräfte kamen wieder, die gebrochenen Rippen heilten, der linke Arm wurde wieder beweglich, wenn er auch noch schwächer war, und der qualvolle Husten verschwand. Nur das Flimmern und Dunkelwerden vor den Augen, das kam immer wieder, wenn auch der eiserne Druck um den Kopf längst gelockert war, und Mordechai schüttelte zu wollen heimlich das Haupt, wenn sein Kranker es nicht sah.

(Fortsetzung folgt.)